

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Juan ist jung, lebenshungrig und filmbesessen. Sein größter Wunsch erfüllt sich, als ihm der berühmte Filmemacher Eduardo eine Assistenz anbietet. Juan gehört schon bald zur Familie, wird Zeuge der unglücklichen Ehe von Eduardo und Beatriz und verführt schließlich Beatriz. Jahre später schaut Juan zurück auf die Turbulenzen dieser Zeit, als Spaniens Demokratie ihren Anfang nahm, das Leben pulsierte, das Verlangen nach Freiheit, Sex und Drogen unendlich war. Wer war die geheimnisvolle Beatriz? Und was verheimlicht Eduardo bis heute? Antworten findet er nicht, nur die Gewissheit, dass es keine Gerechtigkeit gibt und jede Wahrheit aus der Lüge kommt.

Javier Marías, 1951 als Sohn eines vom Franco-Regime verfolgten Philosophen geboren, veröffentlichte seinen ersten Roman mit neunzehn Jahren. Seit seinem Bestseller »Mein Herz so weiß« gilt er weltweit als beachtenswertester Erzähler Spaniens. Sein umfangreiches Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Nelly-Sachs-Preis sowie dem Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Seine Bücher wurden in über vierzig Sprachen übersetzt.

Susanne Lange lebt als freie Übersetzerin bei Barcelona. Sie überträgt lateinamerikanische und spanische Literatur, sowohl klassische Autoren wie Cervantes als auch zeitgenössische wie Juan Gabriel Vásquez oder Javier Marías. Zuletzt wurde sie mit dem Johann-Heinrich-Voß-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ausgezeichnet.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Javier
Marías

SO FÄNGT DAS
SCHLIMME AN

Roman

Aus dem Spanischen
von Susanne Lange

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, November 2017

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
›Así empieza lo malo‹
im Verlag Alfaguara, Madrid 2014
© Javier Marías, 2014 published by agreement
with Casanova & Lynch Agencia Literaria S. L., Barcelona
and Michi Strausfeld, Barcelona-Berlin

© 2015 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03366-9

NICHT ALLZU LANG ist die Geschichte her – weniger lang, als ein Leben gewöhnlich dauert, und wie gering ist ein Leben, wenn es vorüber ist, sich in ein paar Sätzen erzählen lässt und im Gedächtnis nur noch Asche bleibt, die sich beim kleinsten Beben löst, davonfliegt beim geringsten Wind –, und doch wäre sie heute unmöglich. Damit meine ich das, was den beiden, Eduardo Muriel und seiner Frau Beatriz Noguera, als jungen Menschen geschehen war, und nicht so sehr, was mir mit ihnen geschah, als ich der junge Mann war und ihre Ehe ein langes, unauflösliches Unglück. Letzteres wäre sehr wohl noch möglich: das, was mir geschah, denn es geschieht mir selbst heute noch oder ist ein und dasselbe, das niemals aufhört. Und vermutlich könnte auch wieder passieren, was sich mit van Vechten zutrug, genau wie anderes aus jener Zeit. Van Vechtens hat es wohl immer gegeben, sie sterben nicht aus, es wird sie weiter geben, bestimmte Figuren wandeln sich nie, ob in der Wirklichkeit oder in der Fiktion, ihrer Zwillingschwester, sie wiederholen sich im Laufe der Jahrhunderte, als mangelte es beiden Sphären an Phantasie oder als wäre es unausweichlich (beide letztlich Werk der Lebenden, vielleicht besitzen

die Toten mehr Erfindungskraft), ja man könnte meinen, wir erfreuten uns an einem einzigen Schauspiel, einer einzigen Erzählung, wie kleine Kinder. Mit unendlichen Varianten, in altmodischem oder modernem Kostüm, aber im Grunde immer die gleiche. Deshalb wird es zu jeder Zeit Eduardo Muriels und Beatriz Noguerras gegeben haben, von den Statisten gar nicht zu reden; ebenso Juan de Veres in rauen Mengen, denn so hieß und heiße ich, Juan Vere oder Juan de Vere, je nachdem, wer meinen Namen sagt oder denkt. Nichts Originelles hat meine Figur.

Damals gab es hierzulande die Scheidung nicht, und schon gar nicht hätte man hoffen können, dass es sie eines Tages wieder geben würde, als Muriel und seine Frau geheiratet hatten, zwanzig Jahre bevor ich in ihr Leben eindrang, oder vielleicht waren eher sie durch meines gezogen, das eines Debütanten sozusagen. Aber sobald wir in der Welt sind, geschehen uns Dinge, ihr schwaches Rad greift uns auf, voll Skepsis und Überdruß, schleift uns lustlos mit, denn es ist alt und hat schon viele Leben gemächlich zerrieben im Licht seines trägen Turmwächters, des kalten Monchs, der vor sich hin döst und nur aus einem Augenschlitz zusieht, er kennt die Geschichten, bevor sie geschehen. Es reicht, dass jemand Notiz nimmt – oder ein achtloses Auge auf uns wirft –, schon können wir uns nicht mehr entziehen, sosehr wir uns verstecken und mucksmäuschenstill bleiben, keinerlei Initiative ergreifen, nichts tun. Sosehr man sich unsichtbar machen will, man wurde gesichtet wie am Horizont ein Treibgut im Ozean, das niemand übersehen kann, dem er ausweichen oder sich nähern muss; man

zählt für die anderen, und die anderen zählen mit einem, bis man verschwunden ist. Ganz so war es bei mir nicht. Ich blieb nicht wirklich passiv, gab nicht vor, ein Trugbild zu sein, versuchte nicht, mich unsichtbar zu machen.

Immer habe ich mich gefragt, wie es jemand hatte wagen können – und das über Jahrhunderte –, eine Ehe zu schließen, solange diese Entscheidung endgültig war; vor allem die Frauen, für die es noch schwerer war, sich Erleichterung zu verschaffen, oder die sich doppelt und dreifach anstrengen mussten, es zu verheimlichen, ja fünffach, wenn sie von solchen Erleichterungen beschwert zurückkehrten, ein neues Wesen bemänteln mussten, noch bevor es ein Gesicht ausgebildet und der Welt gezeigt hatte: vom Augenblick seiner Empfängnis an, seines Entdeckens oder Erahmens – vom Moment der Ankündigung gar nicht zu reden –, und es dann für sein ganzes Leben in einen Schwindler verwandelten, oftmals ohne dass es je etwas von dem Betrug oder seiner unehelichen Herkunft erfuhr, nicht einmal im Alter, als schon kaum mehr jemand hätte dahinterkommen können. Zahllos sind die Geschöpfe, die den Falschen für ihren Vater, die Halbbrüder für Brüder gehalten und ihren Glauben und Irrtum mit ins Grab genommen haben oder vielmehr die Täuschung, die ihre unerschütterlichen Mütter ihnen von Geburt an auferlegt hatten. Im Unterschied zu den Krankheiten und Schulden – die man sich im Spanischen ebenso »einhandelt« wie die Ehe, sie teilen sich dasselbe Verb, als brächten sie gleichermaßen schlechte Prognosen oder Unheil mit sich, in jedem Fall aber Mühsal – gab es bei der Ehe ganz gewiss keine Heilung und kein Abbezahlen. Oder nur beim Tod eines der

Eheleute, seit langem stillschweigend herbeigesehnt oder auch herbeigeführt, eingefädelt oder gezielt betrieben, meist noch stillschweigender, ein unbekennbares Geheimnis. Oder natürlich beim Tod beider, dann blieb nichts mehr übrig, nur die unwissenden Kinder, wenn es welche gab und sie noch am Leben waren, und eine kurze Erinnerung. Höchstens noch eine Geschichte, hin und wieder. Eine zarte Geschichte, fast nie erzählt, da man die intimen gewöhnlich verschweigt – all die Mütter, unerschütterlich bis zum letzten Atemzug, und die Nichtmütter ebenso –; oder vielleicht doch, aber flüsternd, damit es nicht ganz so ist, als hätte es sie nie gegeben, damit sie nicht im stummen Kopfkissen versickert, in das sich das weinende Gesicht drückt, damit sie nicht nur das schläfrige, träge Auge des Mondes sieht, des kalten Nachtwächters.

EDUARDO MURIEL TRUG einen schmalen Schnurrbart, als hätte er ihn sich wachsen lassen, als man noch Errol Flynn nacheiferte, und später vergessen, ihn abzuschaffen oder aufzupolstern, einer dieser Männer mit festen Gewohnheiten, was ihr Äußeres angeht, die nicht merken, dass die Zeit vergeht und die Moden sich ändern oder dass sie älter werden – als ginge sie das nichts an oder als käme es nicht in Frage, als fühlten sie sich unbehelligt vom Lauf der Zeit –, und gewissermaßen tun sie recht daran, sich nicht zu sorgen oder Notiz zu nehmen: Indem sie sich von ihrem Alter abkoppeln, halten sie es sich vom Leib; indem sie ihm äußerlich nicht nachgeben, nehmen sie es letztlich nicht an, und so umschleichen die Jahre sie ängstlich – sonst tun sie fast vor jedem groß –, kommen näher, wagen aber nicht, Besitz von ihnen zu ergreifen, nisten weder in ihrem Geist noch suchen sie ihr Äußeres heim, lassen nur einen gemächlichen Schneeregen darauf fallen, einen Schatten. Er war groß, weit größer als der Durchschnitt seiner Generation, die auf die meines Vaters folgte, wenn es nicht noch dieselbe war. Deshalb wirkte er auf den ersten Blick kräftig und schlank, auch wenn seine Figur nicht im strengen Sinn

männlich war: Die Schultern waren etwas zu schmal für seine Statur, weshalb der Unterleib sich zu verbreitern schien, obwohl er dort keineswegs zu Rundungen neigte, auch keine unpassend ausladenden Hüften hatte, der Ausgangspunkt endlos langer Beine, mit denen er beim Sitzen nicht wusste, wohin. Wenn er sie verschränkte (was ihm noch am liebsten war), erreichte der Fuß des oberen Beins ganz natürlich den Boden, was manchen Frauen, die sich etwas auf ihre Waden einbilden – sie sollen nicht baumeln, verdickt oder verformt vom stützenden Knie –, künstlich gelingt, perspektivisch verlängert mit Hilfe hoher Absätze. Wegen der schmalen Schultern trug Muriel Sakkos mit Schulterpolstern, so gut wie unsichtbar oder vom Schneider in Form eines umgekehrten Trapezes angefertigt (noch in den Siebzigern und Achtzigern des vergangenen Jahrhunderts ging er zum Schneider oder bestellte ihn ins Haus, als derlei kaum mehr üblich war). Die Nase war schnurgerade, ohne einen Anflug von Krümmung trotz ihrer beachtlichen Größe, und im dichten Haar, nass gescheitelt, wie es gewiss schon in der Kindheit seine Mutter gekämmt hatte – diesem fernen Diktat zuwiderzuhandeln, hatte er wohl nicht für nötig erachtet –, glänzten ein paar graue Fäden, verstreut im dominierenden Dunkelbraun. Der schmale Schnurrbart dämpfte kaum das Spontane, Strahlende, Jugendliche seines Lächelns. Er bemühte sich, es zu zügeln oder zurückzuhalten, das gelang ihm nicht oft, unter der Oberfläche seines Naturells verbarg sich Heiterkeit oder eine Vergangenheit, die auftauchte, ohne dass man das Lot in große Tiefen senken musste. In seichten Gewässern stellte sie sich jedoch nicht ein, dort

schwamm eine Art auferlegte, unfreiwillige Bitterkeit, als deren Urheber er sich womöglich gar nicht sah, eher als ihr Opfer.

Aber am auffälligsten war für den, der ihn zum ersten Mal vor sich sah oder auf einer der seltenen Frontalaufnahmen in der Presse, die Klappe über dem rechten Auge, eine klassische Augenklappe wie im Theater, ja wie im Kino, schwarz, gewölbt und straff gehalten durch ein Gummiband von gleicher Farbe, das diagonal die Stirn kreuzte und hinter dem linken Ohrläppchen festgemacht wurde. Schon immer habe ich mich gefragt, warum diese Klappen reliefartig sind, ich meine nicht die aus Stoff, die nur abdecken, sondern die unverrückbaren, wie eingepassten, aus Gott weiß was für einem starren, kompakten Material. (Es sah aus wie Bakelit, am liebsten hätte ich mit dem Fingernagel dagegen geklopft, hätte erforscht, wie es sich anfühlte, was ich bei der meines Arbeitgebers selbstverständlich niemals wagte; wie es klang, wusste ich dagegen, denn manchmal, wenn er nervös oder verärgert war, aber auch, wenn er überlegte, bevor er ein Urteil fällte oder mit einer Rede begann, den Daumen unter der Achsel wie die winzige Gerte eines Offiziers oder Kavalleristen, der die Reihe seiner Truppen oder seiner Pferde abschreitet, tat Muriel genau das, er trommelte mit dem Rand des Fingernagels gegen die harte Klappe, als rief er den nicht vorhandenen oder untauglichen Augapfel zu Hilfe, ein Geräusch, das ihm behagen musste und tatsächlich angenehm klang, krick krick krick; auch wenn es einen ein wenig schauderte, wie er da den fehlenden beschwor, bis man sich an die Geste gewöhnt hatte.) Vielleicht soll diese Wölbung den

Eindruck erwecken, dass sich ein Auge darunter befindet, auch wenn dort nur eine leere Höhle ist, ein Loch, eine Vertiefung, eine Mulde. Vielleicht sind diese Klappen gerade deshalb konvex, damit sie die entsetzliche Höhlung überspielen, die sie in manchen Fällen verbergen; wer weiß, vielleicht ruht dahinter eine vollendete Kugel aus Kristall oder Marmor, die Pupille und die Iris makellos mit müßigem Realismus aufgemalt, auch wenn sie niemand zu Gesicht bekommt hinter der schwarzen Hülle oder nur ihr Eigentümer, wenn der Tag vorüber ist und er sie müde vor dem Spiegel aufdeckt und herausnimmt, womöglich.

Wenn das eine Auge unweigerlich Aufmerksamkeit erregte, zog das taugliche, freiliegende sie nicht weniger an, das linke, mit seinem tiefen, dunklen Blau wie das abendliche, fast schon nächtliche Meer, das in seiner Einzahl alles aufzunehmen, alles zu bemerken schien, als hätte sich die eigene Kraft und die des unsichtbaren, blinden Gefährten in ihm gebündelt oder die Natur es für den Verlust des anderen mit zusätzlicher Durchdringungskraft entschädigt. So stark, so schnell war dieses Auge, dass ich manchmal ganz allmählich und unauffällig versuchte, mich aus seiner Reichweite zu entfernen, damit es mich nicht mit seinem scharfen Blick verletzte, bis Muriel dann schimpfte: »Rück ein Stück nach rechts, du bist fast außerhalb meines Blickfelds, ich muss mich ja verrenken, denk dran, meines ist begrenzter als deines.« Zu Anfang, als mein Blick noch nicht wusste, wo er verweilen sollte, und meine Aufmerksamkeit vom lebendigen Meeresauge zur toten, magnetischen Klappe sprang, konnte er mich gut und gern

ermahnen: »Juan, ich spreche mit dem sehenden Auge zu dir, nicht mit dem verstorbenen, also sei so nett, hör mir zu und lass dich nicht von dem ablenken, das kein Wort mehr von sich gibt.« Muriel sprach ganz offen über seine halbierte Sehkraft, im Unterschied zu denen, die einen unbehaglichen Schleier des Schweigens über ihre Gebrechen oder Behinderungen breiten, so augenfällig oder spektakulär sie auch sein mögen. Manch Einarmiger gesteht nie die Schwierigkeiten ein, die der klar ersichtliche Mangel einer Gliedmaße mit sich bringt, und tut fast so, als könnte er jonglieren; manch Einbeiniger macht sich mit einer Krücke an den Aufstieg zum Annapura; manch Blinder geht immer wieder ins Kino und beschwert sich bei dialogfreien, bildreichen Szenen, sie seien unscharf; manch Invalide im Rollstuhl gibt vor, nichts von seinem Vehikel zu wissen, will unbedingt Stufen erklimmen und verachtet die Rampen, die es heute überall gibt; manch Glatzkopf tut aufgeregt, als würde er entsetzlich zerzaust, die imaginäre Mähne in wütendem Wogen, sobald ein Windstoß aufkommt. (Ihre Sache, es steht ihnen frei, mir fällt es nicht ein, sie zu kritisieren.)

Aber als ich ihn zum ersten Mal fragte, was geschehen, wie sein stilles Auge verstummt sei, antwortete er so schneidend, wie er es Leuten gegenüber sein konnte, bei denen ihm der Geduldsfaden riss, selten bei mir, den er gewöhnlich voll Wohlwollen und Zuneigung behandelte: »Damit wir uns verstehen: Du bist nicht hier, um mir Fragen über Dinge zu stellen, die dich nichts angehen.«